

Im Getto gibt es keine Blumen

Während der deutschen Besetzung Polens im 2. Weltkrieg wurden in vielen Städten alle Juden in einen Stadtteil getrieben. Um den Stadtteil wurde eine Mauer gebaut und ein Stacheldraht gezogen. Das war das Getto. Das Getto wurde von den Nationalsozialisten streng bewacht. Alle Juden mussten im Getto wohnen. Sie durften das Getto nur mit Erlaubnis, nur zur Arbeit, verlassen.

In vielen Gettos wehrten sich die Juden gegen die Grausamkeiten. Später vernichteten die Nationalsozialisten viele Gettos. Die überlebenden Juden wurden in Konzentrationslager verschleppt.



Das Getto hinter dem Stacheldraht

Im Getto gibt es keine Blumen. Blumen sind dort verboten. Und man darf keine mit hineinbringen. Auch das ist verboten. Warum ist es verboten?

Ich denke schon lange darüber nach, aber ich kann es mir nicht erklären.

Ich würde jedem erlauben, Blumen zu säen und zu pflanzen. Unter den Fenstern würden prächtige Pfingstrosen blühen, schlanke Lilien und duftende Kresse.

Ich würde den Menschen auch erlauben, Blumen von den Feldern und Wiesen mitzubringen, wenn sie von der Arbeit zurückkehren.

Dass man keine Waffen ins Getto bringen darf, das ist klar. Ich weiß auch, warum wir keine Kleidung ins Getto mitbringen dürfen. Wir sollen zerlumpt herumlaufen und frieren. Warum es verboten ist, Lebensmittel ins Getto zu bringen, das weiß ich auch. Der Getto-Kommandant will, dass wir hungern.

Aber warum hat er hier im Getto die Blumen verboten? Das begreife ich nicht. Eine Blume, ein Stiel, ein paar farbige Blüten, ein lieblicher Duft.

Wer kann uns die Blumen verbieten?



Esther und ich sitzen in unserem Hof. Sie auf der Holzkiste, ich auf dem Balken. Esther sucht zwischen den Pflastersteinen nach grünen Grashalmen.

Ich weiß, was Esther sich wünscht. Sie möchte eine Margerite haben, sie möchte eine einfache Feldblume in der Hand halten.

Esther arbeitet hier im Getto. Sie hilft ihren Eltern als Krankenpflegerin. Sie war schon lange nicht mehr auf den Feldern. Darum möchte sie wohl eine Margerite haben. Heute ist ihr Gesicht selbst so weiß wie die Blütenblätter einer Margerite.

„Sieh mich nicht so an“, sagt Esther. „Ich bin noch sehr blass, weil ich heute sehr viel Blut gespendet habe. Vater musste einen Jungen operieren und brauchte Blut.“

Sie sieht mich an. „Bist du mir böse, dass ich so blass bin?“
„Warum soll ich dir böse sein? Du hast doch einem Jungen dein Blut gegeben.“

Ich schließe die Augen und träume. Esther und ich gehen im Traum über eine große Wiese. Esther setzt sich ins Gras. Ich aber laufe umher und pflücke Blumen: weiße, gelbe, rote, blaue. Einen ganzen Arm voll habe ich schon gepflückt. Da höre ich plötzlich meinen Namen: „Isia!“

Ich öffne die Augen. Da ist unser Hof. Esther sitzt auf der Holzkiste, ich sitze auf dem Balken. Weit und breit sind keine Blumen.

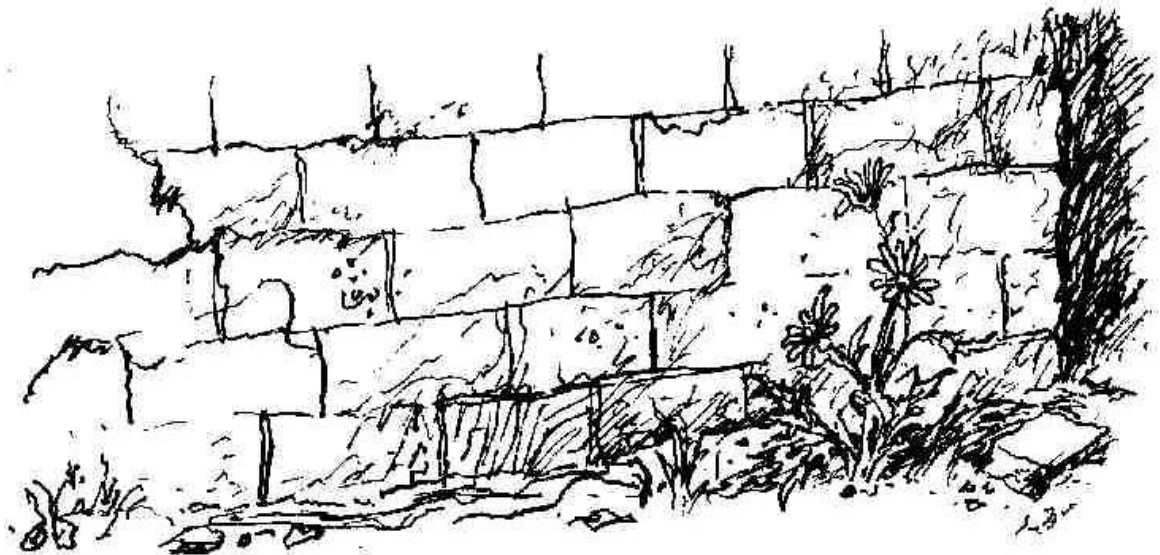


Wir kehren von der Arbeit zurück. Da ist schon das Tor zum Getto. Mein Herz klopft schnell, manchmal setzt es aus.

Unter meinem Hemd trage ich einen Strauß Blumen, einen kleinen Strauß mit den schönsten Blüten.

Jetzt kehren wir nach Hause zurück. Da ist schon das Tor zum Getto und mein Herz klopft aufgeregt.

Meine Kameraden sind böse auf mich, als sie die Blumen sehen. Denn heute wollen sie eine deutsche Maschinenpistole ins Getto schmuggeln. Sie haben die Waffe auseinandergelassen und die Stücke unter sich verteilt. Nun fürchten sie, dass die Wachposten meine Blumen finden und dann die ganze Kolonne durchsuchen werden. „Seid mir nicht böse“, bitte ich die Kameraden. „Esther möchte so gerne einen Blumenstrauß haben.“



Sie beruhigen sich, aber ich muss am Ende der Kolonne gehen. Schon sind wir am Tor. Das Herz klopft schneller.

Am Tor steht der Kommandant. Alle kommen ohne Kontrolle ins Getto, mit den Teilen der Maschinenpistole. Aber mich sieht der Kommandant scharf an. Ich muss stehen bleiben.

„Na, Jude?“, fragt er und fängt an mich zu durchsuchen. Er reißt meine Jacke auf, zieht das Hemd aus dem Gürtel, da fallen die Blumen heraus.

„Oho!“, staunt der Kommandant. „So eine Menge! Wozu brauchst du so viele?“ Ich schweige. Er stößt die Blumen mit dem Fuß durch das Gettotor hinaus. Dann befiehlt er dem Auspeitscher: „Fünf für das erste Mal!“

Jaschka Feleris ist der Auspeitscher. Er ist ein Riesenkerl. Der Kommandant füttert ihn gut.

Ich muss mich auf eine Bank legen. „Mach schnell!“, sage ich. Ich will nicht, dass Esther mich so sieht. Oder ihre Eltern. Der Auspeitscher schwingt den Kantschu. Was ist schon ein Kantschu? Geflochtenes Le-

der um einen Stahldraht. Leder und Stahl! Das ist noch lange nicht das Schrecklichste.



Wir kehren von der Arbeit zurück. Das Herz klopft wild. Vorgestern hat man mir den Strauß weggenommen, gestern auch. Und heute?

Heute gehe ich vorn in der Kolonne. Die Kameraden wollen mir helfen. Sie schieben von allen Seiten, damit ich endlich mit dem Blumenstrauß durchkomme. Der Posten brüllt. Der Kommandant auch. Er steht wieder am Tor. Die Kameraden drängeln nicht mehr. Sie haben heute die Teile von zwei Maschinenpistolen bei sich. Was wird der Kommandant mit ihnen machen, wenn er sie durchsucht?

Aber er durchsucht wieder mich, bis auf die Haut. „Du bist ja noch nicht vernünftig geworden“, sagt er. Dann brüllt er: „Fünfzehn!“ und schmeißt meine Blumen durch das Gettotor nach draußen.

„He, du!“, ruft er dem Auspeitscher zu. „Schlag auf die Beine und den Rücken, damit er sitzen kann!“

Ich muss mich wieder auf die Bank legen. Heute ist's schlimmer! „Mach's schnell!“, bitte ich den Auspeitscher.

Die ganze Kolonne kann am Posten vorbeigehen. Zum Glück! Vielleicht ist es gut, dass ich erwischt werde. Die anderen werden nur flüchtig durchsucht.

..., neun, zehn, elf. „Schneller, schneller!“, rufe ich. Die Kolonne ist schon im Hof, aber alle bleiben stehen. Worauf warten sie? ..., dreizehn, vierzehn, Schluss. Der Auspeitscher geht weg. Mühsam stehe ich auf. Als ich langsam losgehe, gehen die Männer mit mir.

Hinter einem hohen Haus umringen sie mich. Vorsichtig zieht jeder etwas aus dem Hemd hervor. „Nimm!“, sagen sie. „Nimm schnell, wir haben keine Zeit.“ Sie geben mir Blumen. Jeder gibt mir eine Blume und ich sammle sie zu einem Strauß.

Wie schön und frisch sind die Blumen. Gar nicht zerdrückt wie meine. Als ich aufblicke, sind die Männer schon fort. Ich stehe da mit einem großen Margeritenstrauß.

Zu Hause stelle ich die Blumen ins Wasser. Dann wasche ich mich sorgfältig und ziehe mein gutes hellblaues Hemd an. Ich wandere zum anderen Ende des Gettos, zu Esther.

Esther ist immer noch sehr blass, fast so weiß wie die Margeriten. Wir gehen in unseren Hof. Ich setze mich auf den Balken, Esther schwingt sich auf die Holzkiste. Die Margeriten breitet sie um sich herum aus. In der Mitte sie, rundherum die Blumen.

„Alle, die draußen waren, haben die Blumen mitgebracht. Jeder hat eine Margerite für dich gepflückt. Sieh mal, wie viele es sind!“

Esther nickt mit dem Kopf. Sie wählt die größte Margerite aus und sieht mich an. Ich weiß, sie möchte jetzt die Blütenblätter abzupfen. Warum tut sie es nicht?

„Sind wir schon groß?“, fragt Esther.

„Selbstverständlich.“

„Zusammen sind wir fast vierunddreißig. Ist es schlimm, dass ich so blass bin?“

„Nein, es ist gar nicht schlimm, Esther!“

Und nun zupft Esther ganz behutsam die Blütenblätter ab. Dabei flüstert sie vor sich hin. Ich kann nicht hören, was sie flüstert. Aber ich weiß es.

„Ja – nein, ja – nein ...“

Ich will, dass alle Blumen so antworten: „Ja, ja, ja ...“ Esther fragt die Blume, ob ich sie liebe. Ja, ich liebe Esther. Und die Blumen sollen es ihr sagen.



„Isia!“, ruft jemand leise. Vater ist es, mein Vater Abraham Lipman. Wenn er ruft, dann ist es wichtig.

„Ich komme.“

Mit traurigem Herzen stehe ich auf und gehe. Meine Gedanken bleiben dort auf unserem Hof. Ich sehe Esther. Sie sieht blass aus und schaut auf die vielen Blumen rundherum.

Wer hat gesagt, Blumen sind im Getto verboten?

Wer kann uns die Blumen verbieten?

nach Icchokas Meras
illustriert von Heinz Ebel